

THEATER

GOMBROWICZ

Heim nach Polen

Der Versuch, das Gehirn von einem Menschen auf den anderen zu überpflanzen, würde die Mediziner zwar, wie White erläuterte, vor das schwierige Problem der Verbindung von einigen Millionen Leitungsdrähten stellen, sei aber im Prinzip nicht auszuschließen. Freilich müsse in einem solchen Fall wohl eher davon gesprochen werden, daß der Körper auf das Gehirn verpflanzt werde, und nicht das Gehirn auf den Körper.

Nicht erst bei dieser Aussicht taucht die Frage auf, ob menschlicher Forscherdrang auf solchen Pfaden weiter vordringen oder ob er haltmachen soll.

Der britische Gelehrte Sir George White Pickering, Medizin-Professor an der Oxford University, sagte es so: „Ich bin froh, daß ich tot sein und aufgehört haben werde, zu der Katastrophe beizutragen, lange ehe sie sich ereignet.“ Und: „Wir sollten uns fragen, ob es Zeit ist, Entwicklungsprogramme zu stoppen, die solche Dinge der-einst möglich machen werden.“

Mag sein, daß derlei Überlegungen auch im Spiel waren, als sich während der letzten Woche der Sturm der Ent-rüstung gegen den Herzverpflanzler Christian Barnard und seine ameri-kanischen Kollegen erhob.

Von düsteren Zukunftsmöglichkeiten war reichlich die Rede: von Nabobs und Diktatoren, die sich ein frisches Herz durch Meuchelmord oder auf dem Schwarzmarkt der Organe beschaffen könnten; von Ärzten, die jeden Moral-kodex vergessen und nach dem Herzen Noch-nicht-Toter greifen könnten. Das Wort „Gewissensentscheidung“ paßte häufig ins Vokabular.

Es gibt Anhaltspunkte dafür, daß Christian Barnard — vor allem Ruhm und aller Schmähung — sein Gewissen redlich konsultiert hat, wenn auch mit etwas weniger Metaphysik als die meisten seiner Kritiker.

Barnards Entscheidung war prag-matisch: „Die Spenderin hatte bereits das Stadium überschritten, wo ich ihr mit meinen medizinischen Kenntnissen noch hätte helfen können. Für den Patienten hingegen bestand eine Mög-lichkeit, ihn zu behandeln — und zwar durch eine Herzverpflanzung.“

Eine vergleichbare Entscheidung haben Ärzte wie der Franzose Ham-burger und der Amerikaner Murray vor einem Jahrzehnt gefällt, als sie anfin-ge, menschliche Nieren aus dem Kör- per von gesunden Spendern auf Tod-geweihte zu überpflanzen — in der recht ungewissen Hoffnung, deren Le-ben zu verlängern.

Heute sind mehr als 600 Menschen noch am Leben, die ohne diese Ope-ration an ihrem Nierenleiden hätten sterben müssen. Sieben von ihnen wurden von dem Berliner Chirurgen und Urologen Professor Dr. Wilhelm Broseg operiert — einem der wenigen deutschen Mediziner, die sich dem Vor-wurf, Barnard habe „verfrüht“ gehan-delt, nicht anschließen mochten.

Broseg erinnerte sich: „Wenn wir auf die Immunologen gehört hätten, dann hätten wir nie transplantiert.“ Und der Arzt aus Berlin verteidigte das Wagnis seines Kapstädter Kol-legen: „So primitiv es klingt, einmal muß man damit anfangen.“

Das Spiel ist ein Traum, und der ist wüst und schwer zu deuten.

Schon während der drei Monate Pro-ben, sagt der Berliner Regisseur Ernst Schröder, 52, „hat keiner das Stück richtig verstanden“. Und bei der Pre-miere, vergangene Woche im Berliner Schiller-Theater, „rätselte das Publi-kum mit zerfurchter Stirn“ („Süddeut-sche Zeitung“).

Rätselvoll schrieben danach auch die Rezensenten. Friedrich Luft („Die Welt“) reportierte eine „Phantasmagorie der aktuellen Angst“, Günther Rühle („FAZ“) raunte von der „Selbst-entfremdung des träumenden Täters“, der zudem, so Karena Niehoff in der „Süddeutschen Zeitung“, „von der



Gombrowicz-Stück „Trauung“ in Berlin
Die Polizei ist verhaftet

Schuld des Unschuldigen gebissen“ wird.

Das Traum- und Zeit-Stück „Die Trauung“ des exilpolnischen Roman-ciers („Verführung“) Witold Gombro-wicz, 63, wurde erstmals deutsch ge-spielt — 23 Jahre nach der Nieder-schrift und, sagt Schröder, „zehn Jahre zu früh“.

Gombrowicz, ein irisierender, irri-tierender Geist, hatte 1939 die Jung-fernfahrt eines polnischen Ozean-dampfers nach Buenos Aires mitge-macht. Vom Kriegsausbruch über-rascht, verschob er die Rückfahrt — bis heute.

Im Traumspiel kehrt er heim. Der „Trauung“-Held Henrik (Gombrowicz: „Ich bin mein einziges Problem“) fühlt sich von der „Frontlinie in Nordfrank-reich“ plötzlich in eine polnische Wirt-schaft versetzt, wo die Eltern ihn empfangen und ihm Essen vorsetzen; leider nur, sagt die Mutter, „Suppe aus Pferdedärmen und Katzenpisse“.

Das Mutter-Mahl stören „Würden-träger“, die den krakeelenden Vater

zum König ausrufen. Henrik, von lemurischen Hofschranzen angesta-chelt, wirft sich selbst zum Herrscher auf und plant, was der Titel ver-spricht — seine Trauung.

Doch hart im Traume stoßen sich die Sachen. Ein Säufer, der stets den Zei-gfinger reckt, denunziert die Braut als Dirne, und an den König legen Häscher die Hände. Ende.

Gombrowicz („Ich bin kein Liebha-ber lauwarmer Suppen“) läßt seinen Helden in ein nachtmahrishes Polen tauchen, voll von Terror, Verderbtheit und Wort-Orgiastik, mit Anklängen an „Hamlet“, an Alfred Jarrys sado-sur-realen „König Ubu“ und an die absur-den Zwangs-Vorstellungen Ionescos.

Das Lieblingswort der „Trauungs“-Gäste ist „Schwein“, und lustvoll wüh-len sie sich in Variationen — etwa: „Du schweinisher Schweinehüter, Schwein einer Dirne, säuischer Schweinigel, schweinernes Schwein.“

Vor Schröder hatte Fritz Kortner in den Münchner Kammerspielen zwei-mal die „Trauung“ aufgeböten. Aber 1965 war ihm die neu eingebaute Be-leuchtungsapparatur nicht gut genug, und im Jahr darauf brach er die Pro-ben ab, weil Henrik-Darsteller Helmut Lohner erkrankte.

Um eine irreale, gleitende Atmo-sphäre zu erwecken, wollte Kortner seine Künstler mit Rollschuhen auf die Bretter schicken. Schröder ließ vom tschechischen Bühnenbildner Josef Svoboda eine spiegelnde Plexiglas-Wand diagonal über die Bühne ziehen; dahinter schwankten Traumgestalten.

Die Berliner Aufführung, mit Hel-mut Griem als Henrik und mit Schrö-der in der Vater-Rolle, wurde zum Ereignis der Wintersaison: Der Vor-hang mußte 56mal aufgezogen werden, und auch mitten im Spiel gab es Applaus — bei der Meldung: „Alle aufrührerischen Elemente sind verhaf-tet ... auch die Polizei ist verhaftet worden.“

„Naive Leute“, sagt Schröder, „ver-stehen das Stück; die Halbgebildeten haben es am schwersten.“ Etwa vor-handene Klarheiten wurden bei ihnen spätestens durch die Lektüre der Kri-tiken beseitigt.

Der französische Kritiker Robert Kan-ters („L'Express“) hatte die „Trauung“ schon freudianisch ent-schlüsselt und Homosexualität, Vater-furcht und im Säufer-Finger Phallus-Symbolik gefunden. Die deutschen Kollegen bemerkten gleichfalls „dieses schäbige Organ des schäbigen Tast-gelüsts“ (Rühle) — und mehr: „Visio-nen werden gestaffelt, gehäufelt, wer-den wie zu einem Kartenhaus schwe-bend montiert“ (Luft), oder: „Im Traum wird der Traum einer säkula-risierten Welt entzaubert“ (Karena Niehoff).

Gombrowicz spricht weniger kundig von der Welt seines Stücks — sie sei „selbst dem Autor nicht von vornher-ein bekannt“. Und sein Held Henrik sagt: „Dumm spreche ich, doch ihr hört mich weise an, und darum werde ich selbst zu einem Weisen.“